New Yorker Plauderei.

Deutsche und Schweizer im Karzer. — Unsere Aristokraten. — Die Herren „von". — Nachkommen europäischer Adelsgeschlechter. — Bedenkliches von Stammbäumen. — „Feudale."

Es waren neulich in den verschiedenen Karzern auf Ellis Island so viele Deutsche vorhanden, daß man eine ganz ansehnliche Massenversammlung hätte abhalten können, gewissermaßen als Gegendemonstration zu der am 9. Oktober in Cooper Union zu Ehren des Handelssekretärs Nagel abgehaltenen „Testimonial-Versammlung," in welcher die Verdienste des Handelssekretärs um die liberale Durchführung der Einwanderungsgesetze in allen Tonarten gepriesen worden sind, wobei Kommissär Williams als stummer Zeuge anwesend war. Viele der auf der Insel detinirten Deutschen waren in der 2. Kajüte des Dampfers „Vaderland" aus der Schweiz eingetroffen und wollten zu Angehörigen im Staate New Jersey. Da sie meistens Sticker waren und gegen Schweizer Sticker eine ständige Kontraktarbeiter-Hatz auf Ellis Island im Gange ist, so wurden sie auf Verdacht der Inquisition überwiesen.

Unter den Detinirten befanden sich Arnold Wider und seine Gattin aus Widnau, die zu ihrer Tante Frau Sieber nach 534 Bergenline Ave., West Hoboken, wollten, Ferdinand Halter mit seiner 18 Jahre alten Schwester aus Marbach, die zu ihrer Mutter Katherine Halter nach No. 37 Leonard Str., Jersey City, wollten, der Maschinist Johann Matthys aus St. Gallen und seine Gattin, die sich zu dem Stiefvater von Matthys, Bernhard Bischoff, nach 920 Traphagen Str., West Hoboken, begeben wollten. Anton Köppel's Adresse war Joseph Barbisch, No. 130 Ino Str., West Hoboken, Franz Boesch war auf dem Wege zu seinem Freunde Julius Wider, No. 516 Stevens Str., West Hoboken; Albert, Joseph und Eugenia Frey von St. Gallen, hatten die Adresse von Fred Walser, No. 630 Bergenline Ave., West New York. Außer den genannten Schweizern traf die 48 Jahre alte Frau Elise Wider mit einem erwachsenen Sohn und fünf anderen Kindern in der 2. Kajüte des Dampfers „Vaderland" ein, um sich zu ihrem Schwiegersohn nach No. 514 Stevens Str., West Hoboken, zu begeben. Die Frau hatte $950 im Besitz, und die Familie wurde unstandslos zugelassen, obgleich der erwachsene Sohn ebenfalls Sticker von Beruf ist. Die anderen schweizer Ankömmlinge waren ebenfalls reichlich mit Geld versehen.

* * *

Die deutschen Adeligen in Amerika und ihre Abkömmlinge könnten allein eine Adelsgenossenschaft gründen. Z. B. findet man im New Yorker Telephonbuch nicht weniger als 60 Herren „von", und unter ihnen sind manche der besten Namen aus dem Gothaischen. Das städtische Adreßbuch zeigt noch viel mehr, augenscheinlich ist den blaublütigen Herren in Amerika das Schicksal sehr häufig nicht so günstig gewesen, daß das Einkommen zu einem Fernsprech-Anschluß gelangt hätte. Hierzulande kann auf den Grafen- oder Barontitel hin allein „kein Geschäft gemacht werden", und der Amerikaner taxiert den einfachen Herrn „von" überhaupt nicht für einen vollgiltigen Adeligen. Wie bekannt, wird hier der Adel vom Staat nicht anerkannt, und der Ausländer, der sich naturalisieren läßt, muß sogar formell auf ein etwaiges Adels-Prädikat Verzicht leisten. Neben den deutschen, gibt es Vertreter von Adelsgeschlechtern anderer Länder, ferner rechnen sich zur Aristokratie die Abkömmlinge der ersten holländischen Ansiedler in „Neu Amsterdam", wie New York zuerst hieß, die Nachkommen der Hugenotten, die der mährischen Brüder in Pennsylvanien usw. Ein ganz exklusives Element stellen, die Deszendenten der portugiesischen und spanischen Juden dar, die sich vor mehr als zweihundert Jahren hier niederließen. Sie betheiligen sich zwar an den gemeinnützigen Bestrebungen anderer Klassen und speziell ihrer Glaubensgenossen, namentlich an allen Bemühungen, das Los der Juden in Rußland zu bessern, aber sie werden mit keinem von ihnen gesellschaftlich verkehren und haben sich überhaupt streng in ihrem eigenen Kreise gehalten.

* * *

Abgesehen von diesen Elementen, in denen die Auslandsfärbung noch nachzuweisen ist, beginnt sich seit einem Vierteljahrhundert auch in stockamerikanischen Kreisen eine Art Geburtsadel herauszubilden. Es sind nämlich seither eine Reihe von Vereinigungen von Abkömmlingen der Theilnehmer am Unabhängigkeitskriege und anderen amerikanischen Feldzügen gegründet worden. Die beiden Organisationen, welche sich die „Söhne der Revolution" und „Söhne der amerikanischen Revolution" nennen, stehen an der Spitze. Ihre Mitgliederzahl beziffert sich auf zusammen 20 000, ihr Seitenstück sind die „Töchter der Revolution". Wer in diese Gesellschaften aufgenommen werden will, muß in direkter Linie von einem der Krieger von 1775 bis 1783 abstammen. Feudaler ist der „Verein von Abkömmlingen der Unterzeichner der Unabhängigkeits-Erklärung". Größere Ansprüche stellen noch, soweit Mitglieder-Qualifikationen in Frage kommen, die „Colonial Dames of America". Sie verlangen nämlich von der Dame, welche Aufnahme in diese gewählte Gesellschaft sucht, daß sie ihre Abstammung von einem Vorfahren nachweise, der schon 1750 „in würdigen Lebensverhältnissen" und in Amerika ansässig war. Außerdem muß besagter Vorfahr „der Republik während des Revolutionskrieges besondere Dienste geleistet haben." Solcher Damen giebt es 6000, was zu der Vermuthung leitet, die „Prominenten" jener Periode hätten nicht dem Zweikindersystem gehuldigt. Aber ach — diese exklusiven Damen müssen sich vor der „Gesellschaft der Abkömmlinge von Mayflower-Passagieren" verstecken. Die „Mayflower" war wie bekannt das Schiff, mit dem die ersten englischen Ansiedler im Dezember 1620 nach Neu England kamen. Neben diesen Ansätzen zur amerikanischen Geburts-Aristokratie gibt es noch mindestens ein halbes Dutzend ähnlicher Vereinigungen von „Söhnen" und „Töchtern" — solchen des mexikanischen Krieges, des Krieges von 1812, des Bürgerkrieges usw.

Die Zahl aller dieser Aristokraten mag auf 100 000 veranschlagt werden. Nun muß man nicht denken, daß die übrigen 91 972 106 Einwohner der Vereinigten Staaten es unangenehm empfinden, daß Jene so zur Exklusivität neigen. Im Gegentheil, die „Populares" lesen gern von dem Treiben und den Taten der „Optimates", weswegen die Zeitungen recht viel über das Thema schreiben, namentlich berichten sie alles haarklein, wenn die Aristokraten große verschwenderische Feste veranstalten. Und die amerikanischen Witzblätter haben keinen dankbareren Vorwurf als die Neigung der „besseren Klassen" zur Exklusivität. Und dann: wenn irgend jemand wirklich darauf aus ist, in die Aristokratie hineinzuklettern, kann er gewöhnlich einen Weg finden, dies zu bewerkstelligen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in Amerika erst in den letzten vierzig oder fünfzig Jahren amtliche Geburts- und Heirathsregister geführt worden sind, daß mithin Authentisches über die Abstammung der weitaus meisten Amerikaner gar nicht zu erfahren ist. Kirchenbücher liefern allerdings vielfach einen Anhaltspunkt, aber in manchen Fällen sind auch sie zerstört worden oder abhanden gekommen. Trotz — oder vielleicht gerade wegen — dieser Hindernisse kann man von „Heraldikern" und „Genealogen" den schönsten Stammbaum beziehen. Schon für hundert Dollars werden dem wouldbe-Aristokraten ganz passable Vorfahren bis zu den Zeiten der Kreuzzüge „geliefert", für fünfhundert ist einem adelige Abstammung sicher, und wenn man gar tausend zahlt, kann man sich das Herrscherhaus wählen, mit dem man verwandt sein will. Der „Heraldiker" liefert auch Wappen und Siegel, und so mag man das Abzeichen eines europäischen Grafengeschlechts auf der Equipage eines Schmalz-Grossisten oder das eines schottischen Earl auf der eines reichgewordenen Kontraktors sehen. Die „Heraldiker" und „Genealogen" müssen gute Geschäfte machen, denn man findet ihre Inserate in den theuersten Blättern. Mancher, der sich zu Höherem geboren dünkt, verzichtet allerdings auf ihre Hilfe, so z. Be. lebt in New York ein Deutscher, der mit einem Sammelnamen, ich weiß nicht, war es Müller, Meyer oder Schmidt, hier eintraf, aber gleich am Tage seiner Ankunft sich einen ganz neuen, noch ungebrauchten Namen mit einem Adelsprädikat zulegte — weshalb boshafte Menschen ihm den Wahlspruch vorgeschlagen haben sollen: „Wahres Verdienst adelt sich selbst." Andererseits findet man manche europäische Adelige, die hier jeder Prätension, die sich auf ihre Abkunft stützt, entsagen, die das Adelsprädikat ablegen und, gleich den übrigen Leuten, in nutzbringender Arbeit und der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten ihr Glück suchen. Und da zeigt sich der wahre Adel am allerersten.

Deutschlands unterirdische Schatzkammern.

Von Dr. Emil Carthaus.

Alte deutsche Bergmannssagen, die so viel von den Venezianern oder „Venedigern" zu erzählen wissen, legen diesen unternehmenden Leuten, die im zwölften Jahrhundert und auch später so häufig in unserem Lande nach Gold und Silber schürften, die Worte in den Mund, die Deutschen wüßten noch lange nicht, was alles in ihren Bergen stecke, und ein Stein, den sie nach der Kuh würfen, sei oft mehr werth, als diese selbst! Anders äußert sich der große römische Geschichtsschreiber Tacitus über die Bodenschätze unseres Heimathlandes: „Ob es Gnade oder Ungnade der Götter war," schreibt er, „die den Germanen Gold und Silber versagten, weiß ich nicht; doch möchte ich nicht behaupten, daß keine Bergader Germaniens Gold und Silber hervorbringe — denn wer hat danach gesucht?" — Hat sich das Land unserer Väter auch niemals als ein Dorado für den Bergbau erwiesen, wofür es die Venediger wohl gehalten haben mögen, so muß man doch sagen, daß das Rheingold mehr als sagenhaftes Gold ist und daß dem Bergbau in deutscher Erde immer reicher Segen beschieden gewesen ist von jener über tausend Jahre hinter uns liegenden Zeit an, wo unsere Urahnen die Arbeit unter Tag von den Slawen zuerst kennen lernten, bis auf unsere Tage. Schon die Thatsachen, daß unsere vaterländische Bergbaukunst seit langem in aller Welt einen so guten Namen hat, daß viele Mineralien und Erze in fremden Sprachen deutsche Namen führen und daß sich auf dem Gebiete der Geologie und Mineralogie so viele Deutsche von jeher rühmlichst hervorgethan haben, weisen deutlich darauf hin, daß die Schätze, die der deutsche Boden in sich birgt, wohl dazu angethan waren, das Interesse seiner Bewohner auf sich zu ziehen und immerwährend rege zu halten.

Als die neue Welt anfing, das alte Europa mit Edelmetallen und Mineralschätzen mannigfaltiger Art gleichsam zu überschütten, gestaltete sich die Lage des deutschen Bergbaues immer ungünstiger. Er hat diese schwere und langwierige Krisis aber überwunden und steht heute gerade wegen der schwierigen Verhältnisse, unter denen er sich im Wettbewerb der Völker zu behaupten wußte, in der ganzen Welt bewundert da.

Vor allem gilt dieses von Deutschlands Steinkohlenbergbau, welcher in den letzten fünfzig Jahren wirklich Erstaunliches geleistet hat. Werfen wir nur einen Blick auf die Kohlenförderung des Ruhrkohlenreviers, die sich im Beginn des vorigen Jahrhunderts auf noch nicht mehr als 230,000 Tonnen, also 230 Millionen Kilo, und 50 Jahre später auf 1,665,000 Tonnen erstreckte, so sehen wir sie in den letzten fünf Dezennien in geradezu rapider Zunahme begriffen. Im Jahre 1860 umfaßte dieselbe 4,365,834 Tonnen, 1900 schon 60,119,378 Tonnen und im Jahre 1909 sogar 82,804,000 Tonnen. Vor 75 Jahren wurden von all den Steinkohlen, die damals auf dem Erdball verbraucht wurden, drei Viertel in Großbritannien gewonnen, und auch noch im Jahre 1890 führte dieses Inselreich mit einer Jahresförderung von 149,321,000 Tonnen die Hegemonie auf dem Kohlenmarkte der Welt, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika nur 143,121,000 Ton. erzeugten und Deutschland nicht mehr als 46,934,000. Im Anfange dieses Jahrhunderts mußte England der Nordamerikanischen Union schon den Vorrang einräumen und 1911 stellte sich die Kohlenförderung dieser letzteren auf 496,188,308 Tonnen, die von Großbritannien auf 271,878,924 Tonnen und die von Deutschland auf 160,747,580 Tonnen Steinkohlen im Werthe von 1,572,769,000 Mark und 73,760,867 Tonnen Braunkohlen im Werthe von 183,357,000 M. Man ersieht aus diesen Angaben nicht nur, daß es um die Vorherrschaft der englischen Kohle auf dem Weltmarkte endgültig geschehen ist, sondern auch daß ihr in der deutschen Kohle ein durchaus ebenbürtiger Konkurrent erwachsen ist. Es spricht das um so mehr für deutsche Intelligenz, Thatkraft und Unternehmungsgeist, als Großbritannien bei der günstigen Lage seiner Kohlenbecken mit Rücksicht auf den Transport zu Wasser, bei der durchschnittlich vorzüglichen Qualität seiner Steinkohle und deren relativ leichtem Abbau unverkennbar eine bevorzugte Lage auf dem Weltkohlenmarkte einnimmt. Obendrein bedeckt das produktive Kohlengebirge in dem meerumflossenen Albion ein Areal von nicht weniger als 30,700 Quadratkilometer. Trotz alledem können wir Deutschen mit dem Kohlenreichthum unseres Bodens gar wohl zufrieden sein. Jedenfalls ist das oberschlesische Kohlenbecken das reichste auf dem ganzen europäischen Kontinent. Es nimmt allein auf preußischem Gebiete einen Flächenraum von 3600 Quadratkilometer, auf österreichischem und russischem von 2000 Quadratkilometer ein. Während Nasse die Kohlenreserven dieses Beckens zu nur(!) 45 Milliarden Tonnen annahm, stellen sie sich nach neueren eingehenden Untersuchungen auf mehr denn 62 Milliarden, nach Professor Frech sogar auf 90,000,000,000 Tonnen. Das produktive Kohlengebirge Oberschlesiens schließt über 100 Flötze mit einer Gesammtmächtigkeit von 154 Meter in sich. (Eines davon, das berühmte Xaveriflötz, ist für sich allein 15 bis 16 Meter mächtig.) Das wichtigste Kohlenbecken auf deutscher Erde ist aber entschieden das westfälische. Seine Ausdehnung an der Erdoberfläche beträgt nur 582.4 Quadratkilometer, doch ist durch den Bergbau und durch Tiefbohrungen, die nach Norden zu schon die Lippe überschritten haben, bereits eine unterirdische Verbreitung der Steinkohle unter geologisch viel jüngeren Schichten von fast 3000 Quadratkilometer nachgewiesen. Der Abbau erstreckt sich in diesem Kohlenfelde auf etwa 80 Flötze, die zusammen eine Mächtigkeit von ungefähr 110 Meter besitzen. Früher wurde der in ihnen aufgespeicherte Steinkohlenvorrath auf 29.3 Milliarden Tonnen geschätzt, doch sollen dem Bergbau nach neueren Berechnungen vom Jahre 1900 schon bis zu einer Teufe von 700 Meter 11 Milliarden und, tiefer bis zu 1500 Meter noch 28.3 Milliarden Tonnen Kohlen zugänglich sein. Nun kann zwar mit den heutigen Hilfsmitteln kaum in größeren Teufen als 1200 bis 1500 Meter lohnender Bergbau betrieben werden, allein in Zukunft wird das doch wohl möglich sein, und dann können im Ruhrkohlenrevier noch weitere 75 Milliarden Tonnen jedenfalls sehr guter, anthracitischer Kohle für den Abbau in Betracht kommen. Nach Westen, auf der linken Seite des Rheines, setzt sich das Kohlengebirge des westfälischen Beckens wahrscheinlich bis in die Gegend von Aachen fort, wo in der Eschweiler oder Inde- und der Wurm- oder Kohlenscheider Mulde die Steinkohle schon seit sehr langer Zeit Gegenstand des Abbaus ist. Nasse nimmt für dieses kleine Becken nur eine Kohlenreserve von 12 Milliarden, immerhin also 1200 Millionen Tonnen an. — Erheblich größer sind die noch im Saarbecken ruhenden Kohlenvorräthe, die sich nach Nasse auf nicht weniger als 14 Milliarden Tonnen belaufen. Dieses auf der Südseite des rheinischen Schiefergebirges liegende Kohlenfeld zeichnet sich durch die große, über 140 Meter erreichende Gesammtmächtigkeit seiner überaus zahlreichen (350) Kohlenflötze aus. — Das niederschlesische oder Waldenburger Steinkohlenbecken dürfte kaum eine Milliarde Tonnen Kohlen in sich schließen, und die des Königreichs Sachsen (Zwickauer, Lugau-, Oelsnitzer und Chemnitz-Hainichener Mulde) nicht einmal eine halbe Milliarde. Die übrigen deutschen Steinkohlenvorkommen, von denen nur die von Wettin und Löbejün hier genannt seien, spielen in der heutigen Großindustrie keine Rolle mehr.

Professor Frech nimmt auf Grund eingehender Studien den natürlichen Steinkohlenvorrath von Deutschland zu 154 Milliarden Tonnen an, während die Kohlenreserven von Großbritannien, soweit sie durch einen bis 4000 engl. Fuß tief hinabreichenden Bergbau zu gewinnen sind, nach dem Gutachten der in den Jahren 1901 bis 1905 thätigen Staatskommission nur 100.9 Milliarden Tonnen umfassen. — Sehr groß ist demgegenüber die Steinkohlenmenge, die die Flötze der geradezu riesenhaften nordamerikanischen Kohlenfelder noch in sich schließen. Sie dürfte mit 684 Milliarden Tonnen wohl kaum zu hoch angeschlagen sein. Eigentlich müßten also die Vereinigten Staaten, abgesehen von dem an dem schwarzen, glänzenden Brandstoffe so enorm reichen China, mit ihren Steinkohlenvorräthen unter allen Ländern der Welt am weitesten reichen. Wenn aber der Kohlenverbrauch in den drei Hauptindustrieländern so zunimmt wie in den letzten Dezennien, dann sind die Steinkohlenreserven von Nord-England und auch von Sachsen in 100 bis 200, die der anderen englischen Becken in 250 bis 300 Jahren und die der Vereinigten Staaten schon vor der Mitte des nächsten Jahrhunderts erschöpft. Dagegen würden unter der gleichen Voraussetzung von unseren deutschen Steinkohlenfeldern das Saarbecken, die Becken von Aachen und das Ruhrkohlenrevier noch 600 bis 800 Jahre mit ihren Vorräthen aushalten und das niederschlesische Becken immerhin noch 250 Jahre. Am längsten wird, voraussichtlich, Oberschlesien seine Industrie mit Kohlen versorgen können, und zwar nach angestellten Berechnungen noch ungefähr 1000 Jahre.

Ist auch, mit Rücksicht darauf, daß wir in der Steinkohle nicht nur eine vorzügliche Wärme- und Lichterzeugerin, sondern auch sozusagen das einzige Mittel besitzen, um verschiedene uns unentbehrlich gewordene kohlenstoffhaltige Metallmodifikationen, wie Stahl und Gußeisen, darzustellen, der Weltwirthschaft von heute der Vorwurf zu machen, daß sie mit den Kohlenvorräthen der Erde unverantwortliche Verschwendung treibt, unbekümmert um die Menschen späterer Jahrhunderte, so trifft dieser Vorwurf Deutschland doch noch am wenigsten, viel mehr aber unsere Stammverwandten jenseits des Kanals. In keinem Lande zieht auch die chemische Industrie aus der Mineralkohle außerdem so weitgehenden Nutzen wie gerade in dem unsrigen. Ein Drittel des Ammoniaks, das 1910 in den Industrieländern der Erde aus Steinkohlengas gewonnen wurde (über eine Million Tonnen im Werthe von nahezu einer viertel Milliarde Mark), war deutsches Fabrikat, und 125 Millionen Mark Werth repräsentierten allein die aus den Destillationsprodukten der Steinkohle gewonnenen Theerfarbenstoffe, die Deutschland in genanntem Jahre an das Ausland abgab. Auch die Fabrikate, die die chemische Industrie Deutschlands aus Braunkohlen herstellt (Paraffin, Stearin, Brennöl usw.), vermehren unser Nationalvermögen nicht unbeträchtlich, wiewohl ihr Werth der Riesensumme von 2 Milliarden Mark gegenüber, die Deutschland alljährlich aus seinen Mineralkohlen sowie den aus ihnen gewonnenen Produkten zieht, recht unbedeutend erscheint.

Die Braunkohlenvorräthe, die noch im Boden unseres Landes ruhen, umfassen nach genaueren Untersuchungen noch ungefähr 5 Milliarden Tonnen, die in ihrem volkswirthschaftlichen Werthe etwa 3 Milliarden Tonnen Steinkohlen gleichzusetzen wären. Der Schwerpunkt des deutschen Braunkohlenbergbaues liegt in den preußischen Provinzen Sachsen und Brandenburg sowie in den angrenzenden Bundesstaaten Sachsen, Sachsen-Altenburg, Anhalt und Braunschweig, einem gewissermaßen abgeschlossenen Bezirke, den man unter dem Namen „Mitteldeutsches Braunkohlengebiet" zusammenfaßt. Vom Jahre 1890 an erlangte infolge ihrer günstigen Abbauverhältnisse und der Entwicklung der Brikettfabrikation auch die rheinische Braunkohlengewinnung einen recht großen Umfang. Von der Braunkohlenförderung des deutschen Reiches entfielen 1909 etwa 80 Prozent auf das Königreich Preußen, und hiervon wieder 74.1 Prozent auf Sachsen und Brandenburg, 21.9 Prozent auf die Rheinprovinz. Sachsen-Altenburg war an der deutschen Braunkohlengewinnung mit 5.95 Prozent, das Königreich Sachsen mit 4.57 Prozent, Braunschweig mit 2.72 Prozent, Bayern mit 2.16 Prozent, Anhalt nur noch mit 1.89 Prozent und das Großherzogthum Hessen nur mit 0.72 Prozent betheiligt. Fast zwei Drittel der geförderten Braunkohle finden heute in Form von Briketts Verwendung und es ist, im Zusammenhang damit, sehr bemerkenswerth, daß sich in unserem Lande die Braunkohlengewinnung seit 1900 mehr als verdoppelt hat, während die Steinkohlenförderung in dieser Zeit nur um 50 Prozent zunahm.

So viel kann man, im Hinblick auf die hier ausgeführten Thatsachen wohl sagen, daß die unterirdischen Schatzkammern, welche der deutsche Boden in sich birgt — mit „schwarzen Diamanten" — mit dem glänzenden mineralischen Kohlenstoffe, der unserer Zeit mit zu ihren gewaltigen Fortschritten verholfen hat, noch wohl gefüllt sind. Eines aber sollten wir bei dessen Gebrauche nicht vergessen: daß wir von einem Kapitale zehren, welches sich nicht reproduzirt, sondern — einmal in Licht, Wärme und Kraft verwandelt — auf immer im Raume verschwindet. (W.)

Die vom Geschlecht der Samtpfötchen.

Kein anderes Thier hat so ausgesprochene Freunde oder Feinde, wie die Katze. Selten steht ihr ein Mensch gleichgültig gegenüber. Wer sie nicht näher kennt, der befehdet sie, und wer ihren Charakter erforscht hat, der liebt sie. Nur wer die Katze bloß aus der Entfernung beurtheilt, kann das alte Märchen von ihrer angeblichen Falschheit, Hinterlist und Verschlagenheit nacherzählen. Meines Erachtens ist die Katze ein außerordentlich feiner Charakter und steht in mancher Beziehung weit über dem vielgepriesenen Hunde. Gerade weil ihr das typisch Hündische fehlt. Niemals leckt sie gleich dem Hunde die Hand des Herrn, der sie geprügelt. Aber keineswegs mangelt ihr die Treue, sie ist dem Menschen ebenso ergeben und liebt ihn ebenso anhänglich, nur eben in ihrer Art. Sie ist muthig, klug, sauber, genügsam, nicht wehleidig, klagt nie in Schmerzen, doch was mir vor allem imponirt, das ist ihre Herrennatur. Der Hund hat etwas vom Sklaven an sich, die Katze ist immer souverän. Jeder Zwang ist ihr ein Greuel, und wenn sie sich deinen Wünschen fügt, so thut sie es nicht, weil sie es muß, sondern aus Neigung. Natürlich kann man nicht von einem Katzenexemplar auf das ganze Geschlecht schließen. Je höher eine Thiergattung sich entwickelt hat, desto größer ist die Verschiedenheit der einzelnen Individuen. Im Nachstehenden sei es gestattet, einige von Katzen zu erzählen, die auf so manchem Stück Lebensweg meine und der Meinigen Begleiter waren.

Aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich, daß mich tagtäglich nach dem Schulunterricht eine Katze erwartete, mit mir ins Arbeitszimmer ging und ein Stündchen spielte, oder sich zu mir hinsetzte und dann am Abend wieder verschwand. Später erfuhr ich, daß sie einem alten griesgrämigen Uhrmacher gehörte, der gar nicht erfreut war über die Besuche seines kleinen Hausthieres. Zweimal im Jahre bekam er sie für ein paar Wochen überhaupt gar nicht zu sehen. Denn alsdann wohnte sie bei uns auf Logierbesuch. Das war um die Zeit, wenn sie Junge erwartete. Ich freute mich immer auf die niedlichen Kätzchen, die sie in ein von uns bereitgestelltes Körbchen bettete. Ich durfte ihre Kinder auch herausnehmen und streicheln; aber wehe, wenn das ein Fremdling versuchte. Dann fauchte Mieze beängstigend und schleppte ein Kind nach dem andern in ein sicheres Versteck. Ein richter Zigeuner war der schwarze Kater, der eines Winterabends zitternd und frierend vor unserer Thür stand. Er schien so ruhebedürftig zu sein, daß wir ihm Einlaß gewährten, ihn wärmten, füttterten, kurz, ihm wieder auf die Beine halfen. Wir meinten natürlich, er werde unsere Gastfreundschaft nicht allzulange in Anspruch nehmen. Aber der Kater dachte anders. Er wußte, so oft er vor die Thür gesetzt wurde, sich immer wieder Einlaß zu verschaffen, und da der Winter gar so streng war und er so demüthig war, so blieb er eben da. Aber kaum brauste der erste Frühlingswind ums Haus, da schnupperte er sehr erregt zum Fenster hinaus, und ganz leise und unbemerkt schlich er sich davon. Monde vergingen und wieder war es kalt, als sein klägliches Miauen erscholl und er schon etwas dreister Einlaß begehrte, als ob es sein gutes Recht wäre, bei uns zu überwintern. Und wieder dieselbe Geschichte im Lenz. Dann kam er — nur mehr ein Gerippe — zum letzten Male mitten im Schneetreiben. Er war unter den Katzen, die ich kennen gelernt, der richtige Landstreicher. Auch merkwürdige Fälle von Freundschaften unter Katzen habe ich beobachtet. Unser Kater Hans, eine elegante Räderkatze, hatte sich während des sommerlichen Landaufenthalts die Zuneigung eines ruppigen Bauernkaters erworben. Und zwar schien das Verhältniß derart zu sein, daß der Landkater den Stadtkater anschwärmte. Er ließ sich auf jede erdenkliche Art von unserm Hans tyrannisiren. Morgens stand er schon am Thor und lauerte, bis Hans gemächlich die Treppe herab kam, und Abends schlich er betrübt von dannen, wenn sein Freund ins Haus gerufen wurde. Als wir zur Stadt zurückkehrten, wurde er, wie es scheint, aus Sehnsucht krank, und eines Morgens soll er todt vor der einsamen Thür gefunden worden sein.

So viel Katzenbekanntschaften wir auch schon gemacht hatten, keine hat uns so viel Freude bereitet, wie unsere Mieze, die graue, die schlaue. Sie war entschieden im besten Sinne des Wortes ein Original. Mieze war eitel, man wird sagen, sie war eben ein Weib. Ein himmelblaues Halsband machte ihr große Freude, denn sie kam, wenn gerufen, sofort, um es sich umlegen zu lassen und vergaß auch nie, sich danach im Spiegel zu beschauen. Das sah zu niedlich aus, wenn sie das Köpfchen nach allen Seiten drehte und wandte, um sich ordentlich besehen zu können. Aber sie liebte es nicht, dabei beobachtet zu werden. Auch insofern verrieth sie Eitelkeit, als es ihr sehr unangenhm war, wenn sie sich vor uns eine Blöße gegeben hatte. Lachten wir, wenn sie einen Sprung zu kurz bemessen hatte oder wenn ihr bei ihrem eifrigen Fliegenfang ein Opfer entkommen war, dann zog sie sich beleidigt zurück. Neckereien, die ihr nicht paßten, vergaß sie nie. Wir hatten einmal eine Bierflasche derart geöffnet, daß ihr von dem perlenden Schaum etwas ins Gesicht spritzte. Von der Zeit an gab sie immer Obacht, ob auf den Tisch eine Wein oder Bierflasche gestellt wurde. Bei der ersteren blieb sie ruhig sitzen, bei der zweiten räumte sie eilig das Feld. Bekannt ist das außerordentlich feine Gehör der Katzen. Mieze unterschied mitten im Straßenlärm vom dritten Stockwerk aus genau die Schritte der ihr sympathischen Menschen. Dann verlangte sie hinausgelassen zu werden, um dem lieben Gast entgegenzueilen. Viel Spaß machte uns ihre Redekunst. Nicht, als ob sie ähnlich wie der Hund Don menschliche Worte nachgebildet hätte, nein, sie sprach in der Katzensprache, aber sie sprach. Für alles mögliche hatte sie Töne. Da gab es einen meckernden Ton, wenn sie gern Jagd gemacht hätte auf etwas Verbotenes, einen bittenden, wenn sie etwas wünschte, einen freudigen, wenn wir zum Spielen aufgefordert werden sollten. Wurde sie auf etwas Unerlaubtes aufmerksam gemacht, so schwang sie sicher eine längere Rede, und wurde ihr mit einer Strafe gedroht, dann zog sie sich zu einem sicheren Winkel zurück, um von dort aus noch eine Erwiderung loslassen zu können. Mieze fühlte sich derart als zur Familie gehörend, daß sie sich in Aengsten und Nöthen immer an uns um Hilfe wandte. Als sie einst schwer krank war und augenscheinlich ein großes Angstgefühl in sich hatte, holte sie uns aus dem Bett, um bei ihr zu bleiben. Dann war sie in ihrem Körbchen ruhig und zufrieden; aber kaum, daß wir uns zum Gehen wenden wollten, so erbettelte sie aufs neue unsere Anwesenheit. Eines ihrer Kinder hatte sich einmal unfreiwillig an einem Gabelzweige aufgehängt und schrie kläglich. Mieze, die treubesorgte, lief, um zu helfen, konnte aber das Kleine nicht befreien. Da holte sie uns zu Hilfe, indem sie uns durch aufgeregtes Schreien veranlaßte, ihr zu folgen. Mieze war auch sehr mitleidig. Wurde eine andere Katze bestraft, so kam sie und tröstete. Oder war jemand von uns traurig, so liebkoste sie ihn, und Thränen brachten sie ganz aus der Fassung. Katzen sind auch gegenseitig sehr hilfsbereit. Ich habe das öfters an Kätzinnen beobachtet. Wenn die eine Junge bekam, spielte die zweite Kinderfrau oder umgekehrt, und sie thaten dabei beide so wichtig, daß man kaum wußte, wer nun eigentlich die Mutter war. Miezes Kindererziehung — das wäre ein Kapitel für sich. Daß Katzen, wie behauptet wird, eine größere Anhänglichkeit an den Ort als an den Menschen hätten, halte ich im allgemeinen für unrichtig. Unsere Katzen haben oft die Reise von der Stadt zum Land und umgekehrt gemacht, und ich habe nie gemerkt, daß ihnen die Ortsveränderung ungemüthlich gewesen wäre. Mieze liebte sogar das Reisen sehr. Während der ganzen Eisenbahnfahrt durfte sie ihren Korb verlassen, und dann schaute sie zur Freude aller Mitreisenden hochinteressirt zum Wagenfenster hinaus. Landschaften ohne menschliche Wohnungen gefielen ihr nicht besonders gut, aber kamen dann Häuser oder irgend etwas Lebendiges, so verrenkte sie sich beinahe den Hals, um es möglichst lange und gut zu sehen. Mieze begleitete uns ins Gebirge stets auf Sparziergängen. Bis zu den ersten Almhütten stieg sie gern mit hinauf, und ein Picknick im Freien schien ihr genau ebenso viel Freude zu bereiten wie uns. Beabsichtigten wir aber, weiter zu gehen, so wurde Mieze in der Nähe des Hauses verabschiedet, und wir konnten sicher sein, daß sie nach Stunden noch geduldig auf derselben Stelle saß. Wollten wir aber mehrtägige Ausflüge machen, so mußte der Abmarsch derart verheimlicht werden, daß Mieze nichts davon merkte. Denn wir hatten erlebt, daß sie, auf unsere Rückkehr wartend, zwei Tage und zwei Nächte nicht von der Stelle gewichen war.

Leider gehört die Katze noch immer zu den Thieren, die manche Menschen für vogelfrei halten. Man erwartet wohl alles Mögliche von ihr, aber die Gegenleistungen sind sehr mager. Dem Bauer muß sie Haus und Stall von Mäusen befreien und erhält dafür, wenn es hoch kommt, ein winziges Schälchen Milch. Giebt es gerade keine Mäuse und macht die Katze einmal einen Abstecher in die Speisekammer, so ist des Lamentirens kein Ende über „das diebische Vieh." Keinem Menschen wird es einfallen, einen Hund auf dieselbe schmale Kost zu setzen, ebensowenig wie Hundejungen das grausame Schicksal des Aussetzens bereitet wird, wie es nur allzu häufig bei Katzenjungen der Fall ist. Die Katze wird erst ein erträglicheres Dasein haben, wenn eine allgemeine Katzensteuer, und zwar keine allzu niedrige, eingeführt wird. Denn die meisten Menschen schätzen das Thier im allgemeinen nicht nach seinen Eigenschaften ein, sondern nach den Kosten, die es verursacht. Richtig mag es sein, daß, wo die Menschen sich gar zu wenig um ihre Katzen kümmern, deren Liebe mehr der Oertlichkeit und dem Hause als den Insassen gilt. Als die Engländer Alexandrien bombardirt und in Trümmer gelegt hatten, sah ich einige Tage später auf fast jedem der vielen hundert Schutthügel, die einst Häuser gewesen waren, einige zu Skeletten abgemagerte Katzen sitzen, die denn auch sicherlich, wenige Ausnahmen abgerechnet, an ihrer treu gehüteten Geburtsstätte den Tod durch Hunger gefunden haben werden.

Die bedrohte Kirche von Saintes-Maries-de-la-Mer. Wie der „Temps" berichtet, wird die historisch wie künstlerisch gleich bedeutende südfranzösische Kirche von Saintes-Maries-de-la-Mer (Bouches du Rhone) durch die Versandung der Rhonemündung und das Vordringen des Meeres, das der Küste jährlich fünf Meter abgewinnt, in ihrer Existenz bedroht, sodaß sofortige Hilfe nöthig ist. Die Leser von Mistrals „Mireio" erinnern sich der letzten Gesänge der unsterblichen Idylle, der Flucht Mireios durch die Camargue zu jenem Heiligthum der Heiligen Marien, wo sie in Liebe verklärt beim Anblick des Meeres stirbt. „Schon sah sie von der Sonne vergoldet im fernen, plätschernden Meer die Kirche sich erheben wie ein Schiff, das an das Ufer treibt." Hier landeten, der Sage nach, die heiligen Frauen mit den ersten Aposteln Galliens und begannen ihr Bekehrungswerk. Schon im 5. Jahrhundert wird die Kirche von Sancta Maria de Ratis erwähnt, Schaaren von Pilgern strömen nach dem Grabe von Maria Jacobäa, Maria Salome und ihrer Dienerin Sara, der Schutzpatronin der Zigeuner, deren Gräber der Dichterkönig René d'Anjou 1448 entdeckte und deren Gebeine er feierlich in einem bemalten Holzschrank niederlegen ließ. Die Kirche selbst ist ein Meisterwerk romanischer Bauart, vom 10. bis zum 12. Jahrhundert errichtet und wegen der häufigen Angriffe der Sarazenen auf die Küsten der Provence stark befestigt, wie die Kirchen von Agde, Vic, Maguelonne und anderer südfranzösischer Städte. Starke Festungsmauern mit romanischen Strebebogen, von Pechnasen und Zinnen gekrönt, umgeben die einschiffige Kirche, deren Chor drei übereinander gebaute Kapellen birgt. In der unteren, einer Krypta, versammeln sich alljährlich Zigeuner am Grabe ihrer Schutzheiligen Sara. Hoffentlich gelingt es, das Städtchen und die altehrwürdige Kirche vor dem Untergang zu retten.

Freibier im Kaufhaus. Ein Konfektionsgeschäft in Heiligenstadt hat in einer dortigen Zeitung die folgende Zeitungsannonce erlassen: „Heute, Sonntag, von ½11 Uhr: Erstes großes Freibierfest im A . . . . schen Geschäft.